

HEYNE <

Der Autor:

Dieter Hildebrandt, geboren 1927 in Bunzlau, Niederschlesien, studierte in München Theaterwissenschaften. Zusammen mit Sammy Drechsel gründete er die Münchner Lach- und Schießgesellschaft, deren Ensemble er bis 1972 angehörte. Von 1974 bis 1982 arbeitete er mit dem Kabarettisten Werner Schneyder zusammen. Seine TV-Serien *Notizen aus der Provinz* und *Scheibenwischer* wurden große Erfolge. Berühmtheit erlangte er auch durch seine Rollen in Kinoproduktionen wie *Kir Royal* und *Kehraus*. Hildebrandt erhielt zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Grimme-Preis in Gold, Silber und Bronze. Bis zu seinem Tod im November 2013 lebte Dieter Hildebrandt mit seiner zweiten Frau, der Kabarettistin Renate Küster, in München.

Dieter
Hildebrandt

Letzte
Zugabe

Zeichnungen von Dieter Hanitzsch

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Taschenbucherstausgabe 04/2017

Copyright © 2014 by Karl Blessing Verlag, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

Der Wilhelm Heyne Verlag, München, ist ein Verlag der

Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
unter Verwendung eines Fotos von © dpa/Rudolf Klaffenböck

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-60412-4

www.heyne.de

INHALT

- Rolf Cyriax: Zu diesem Buch 7
- Rede anlässlich der Verleihung des
Erich-Kästner-Preises 9
- Gedankensplitter I 23
- stoersender.tv 33
- Stefan Hanitzsch: Die Geburtsstunde
von stoersender.tv 35
- Drei Abschiede 63
- Journalismus und Literatur 75
- Aus deutschen Landen 107
- Kirche und Glauben 187
- Internationale Verwicklungen 199
- Höhepunkte im Sport 207
- Gedankensplitter II 223
- Erinnerung an frühere Jahre 237
- Roger Willemsen:
Unbeirrbar. Unermüdlich 265

ZU DIESEM BUCH

Im Frühjahr 2013 rief Dieter Hildebrandt mich an und fragte, ob der Verlag vielleicht an einem Buch von ihm, seinem letzten, interessiert sei. Ich sagte nur, das sei eine erstaunliche Frage. Schließlich kam sein erstes Buch *Was bleibt mir übrig* 1986 bei Kindler heraus, dessen Chef damals Karl Blessing war. Und alle folgenden Werke erschienen im Karl Blessing Verlag. Ich fügte hinzu, dass Blessing, der ihm bis zu seinem Tod ein guter Freund gewesen war, darüber entzückt wäre. Auch ich, der ich ihn, den bewunderten Autor, seit damals als Lektor begleitet habe, würde mich sehr freuen, dieses Buch mit ihm zu machen. So würde sich der Kreis aufs Schönste schließen.

Nach unserem munteren Gespräch rief Hildebrandt seinen langjährigen Freund Dieter Hanitzsch an – in Zeiten des gemeinsamen Projekts *stoer-sender.tv* nannten sie sich HaDi und HiDi –, und dieser zeichnete sofort den hier abgebildeten Coverentwurf zum damals vorgesehenen Titel *Kommen Sie zum Schluss, Hildebrandt!*, und HiDi begann zu schreiben. In der Mitte des Jahres wurde er zunehmend schwächer, das Schreiben fiel ihm schwerer, er blieb aber voller Enthusiasmus, voller Pläne.



Am 20. November 2013 starb Dieter Hildebrandt.

In mehreren Ordnern fand ich neben seinen Skizzen für dieses Buch Texte aus den Jahren 2011 bis 2013, die uns noch einmal den Witz, den Geist, die Ernsthaftigkeit, das Spielerische wie Politisch-Kämpferische dieses bedeutendsten deutschen Satirikers der letzten 50 Jahre zeigen.

Und für Roger Willemsen, Dieter Hildebrandts letzten Bühnenpartner, ihr grandioses, umjubeltes Programm hieß *Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort! Die Weltgeschichte der Lüge*, war es ein Herzensanliegen, ein Nachwort zu schreiben.

So haben wir drei uns zusammengefunden, die Erinnerung an unseren Freund wach und lebendig zu halten.

Rolf Cyriax
München, im März 2014

Rede anlässlich der Verleihung
des Erich-Kästner-Preises

Hochgeschätzte Damen und Herren des Dresdner Presseclubs, die als 160-köpfige Jury mich zum Preisträger des Erich-Kästner-Preises erkoren haben, und meine Damen und Herren, die sich diesen Vormittag freigehalten haben, um meinem Laudator Roger Willemsen zuzuhören, und nun gezwungen sind, meine Verteidigungsrede anzuhören.

Mir sind schon eine ganze Reihe von Preisen zugefallen, die, wie Gerhard Polt gesagt hat, unnachsichtig ihre Träger suchen und finden. Dieser Preis hat mich sehr gefreut. Ich danke Ihnen.

Die Reaktion einiger Kollegen war ungefähr so: »Was kriegst du schon wieder? Was? Den Erich-Kästner-Preis? Ja, schön. Wieso das denn?«

Mein hochgeehrter Laudator Roger Willemsen hat versucht, in wohlthuenden Sätzen die Gründe dafür darzulegen, und hie und da vielleicht etwas übertrieben. Aber gerade dafür danke ich ihm von Herzen. Das ist vielleicht das Einzige, das mich mit meiner Bundeskanzlerin verbindet: »Wir beide können Lob vertragen.«

Vielleicht darf ich bei dieser Gelegenheit den Versuch wagen, ihn zu beschämen, indem ich Ihnen, meine Damen und Herren, ganz im Vertrauen mitteile: Einen Mann wie Roger Willemsen hätte ich, als ich in den 50er-Jahren in München in den Geisteswissenschaften herumstudierte, liebend gern als Professor gehabt. Ich hätte meine Doktorarbeit zu Ende gebracht, die ich abbrach, weil ich das peinigende Gefühl bekam, dass ich unwillentlich dauernd von jemandem abschreibe, und wäre etwas Vernünftiges geworden.

Stattdessen hörte ich missmutig Professoren zu, die die

Weimarer Republik und das Dritte Reich mühelos überstanden hatten, schrieb Referate über *Malte Laurids Brigge*, Andreas Gryphius und seinen *Horribilicribrifax*, nahm an Kolloquien teil, in denen von Ossietzky, Tucholsky, Jacobson oder Erich Kästner nie die Rede war, geschweige denn von Erich Mühsam, Toller oder Feuchtwanger, begann mich zu ärgern, schrieb einige Texte, spielte sie in Laienspielgruppen vor, sofern ich Zeit dafür fand, denn ich musste mein Studium verdienen. Und da hatte ich das unverschämte Glück, einen Freund zu finden, der einen Fuß in die Tür meines angebeteten Theaters, nämlich der Kammerspiele, gebracht hatte und in diesem Haus eine Blitzkarriere startete – und das war August Everding. Ich wurde da nichts, aber reingelassen, wenn ich wollte.

Eines Vormittags, es war im November 1954, hielt Erich Kästner anlässlich des Gedankens an die Frauen und Männer des deutschen Widerstands eine Rede über die deutsche Vergesslichkeit. Unten, in den ersten Reihen des Theaters, saßen alle wiedergekehrten Emigranten, saßen Kortner, Hollaender und sein bester Freund Hermann Kesten. Kästner hat an diesem Morgen eine Rede gehalten, die meine Ohren für die Politik dieser neuen Republik weit geöffnet hat. Sie war eine der Ursachen, die mich bewogen haben, alle anderen Ziele aufzugeben und einen Platz zu finden, an dem ich meine Gedanken äußern könnte. Mit Ihrer Erlaubnis möchte ich einen Teil der Rede zitieren.

Von der deutschen Vergesslichkeit

Als Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Soldatenkönig, eben jener Hohenzoller, der den Sohn und präsumptiven Nachfolger beinahe hätte hinrichten lassen, ein Regiment inspizierte, schlug er, aus geringem Anlass, einen Major mit

dem Krückstock. Daraufhin zog der Major, angesichts der Truppe, die Pistole und schoss, knapp am König vorbeiziehend, in den Sand.

»Diese Kugel«, rief er, »galt Ihre Majestät.«

Dann jagte er sich, unter Anlegen der bewaffneten Hand an die Kopfbedeckung, die zweite Kugel in die eigene Schläfe.

Es lohnte sich nicht, diese kleine Geschichte zu erzählen, wenn es in unserer großen Geschichte viele ihresgleichen gäbe. Aber es ist eine verzweifelt einsame, eine zum Verzweifeln einsame kleine deutsche Geschichte.

Wir stehen vor jeder Autorität stramm. Auch vor dem Größenwahn, auch vor der Brutalität, auch vor der Dummheit – es genügt, dass sie sich Autorität anmaßen. Unser Gehorsam wird blind. Unser Gehorsam wird taub. Und unser Mund ruft: »Zu Befehl!« Noch im Abgrund reißen wir die Hacken zusammen und schmettern: »Befehl ausgeführt!« Wir haben gehorcht und sind es nicht gewesen. Und Courage blieb ein Fremdwort. Die Frauen und Männer des deutschen Widerstands haben versucht, haben wieder versucht, dieses Wort einzudeutschen. Sie setzten Ehre und Leben aufs Spiel, und sie verloren beides. Ihr Leben konnte man ihnen durch kein Wiedergutmachungsverfahren rückvergüten.

Stellen Sie sich vor, man hätte es gekonnt. Stellen Sie sich die allgemeine und die amtliche Ratlosigkeit nur vor. Diese Frauen und Männer als Heimkehrer aus dem Jenseits mitten unter uns! Welch ein Drama. Was für eine deutsche Tragikomödie.

Sie opferten Leben und Ehre. Hat man ihnen wenigstens ihre Ehre wiedergegeben? Nicht ihre Offiziersehre, nicht ihre Pastorenehre, nicht ihre Gewerkschaftsehre, nein, ihre mit Gewissensqualen und dem Tod besiegelte, mit Folter und

Schande besudelte, am Fleischerhaken aufgehängte menschliche Ehre und wahre Würde?

Ich denke dabei nicht an die Umbenennung von Straßennamen, die Niederlegung von Behördenkränzen und ähnliche Versuche, den Dank des Vaterlandes nach dem Muster des Teilzahlungssystems in bequemen Raten abzustatten. Sondern ich frage: Hat man versucht, diese Männer und Frauen in unserer vorbildarmen Zeit zu dem zu machen, was sie sind? Zu Vorbildern?

Man gedenke ernstlich der Beispiele. Man schaffe die Vorbilder. Und man tue es, bevor der Hahn zum dritten Male kräht.

Als Erich Kästner diese unvergessliche Rede hielt, wusste er, dass im deutschen Bundestag Abgeordnete saßen, die nicht einmal hohe Nazis waren, sondern lediglich die Nachkommen der alten Deutschnationalen aus der Weimarer Republik, die laut verkünden durften, dass sie die Männer des 20. Juli für Verräter halten, die zu Recht aufgehängt worden seien.

Aber die nächsten Vorbilder, die wahrhafte Vorbilder bis zum heutigen Tage sind, wurden Monate später in diesem Jahr 1954 gefeiert. Es waren die »Helden von Bern«. Der Fußball gab uns die Ehre zurück. So wird es heute noch gesehen.

Mit Kästner gesagt:

»Ob Sonnenschein, ob Sterngefunkel:
Im Tunnel bleibt es immer dunkel.«

Erich Kästner war und ist mein Vorbild. Es begann mit den Kästnerkindern in seinen Kinderbüchern, die nicht über Kinder, sondern für sie geschrieben waren. Dann wurde es still um ihn. Bis Hans Habe die erste deutsche Zeitung nach Kriegs-

ende herausgab. *Die Neue Zeitung* aus München. Kästner war ihr Feuilletonchef. Kurz danach gründete er das Kabarett *Die Schaubude* in der Münchner Reitmorstraße. Viele seiner Leser hatten nicht gewusst, dass Kästner in den Jahren von 1925 bis 1933 zu den wichtigsten politischen Satirikern Deutschlands gehörte. Neben Tucholsky, neben Mühsam und Ossietzky in der *Weltbühne* von Siegfried Jacobson, die alleamt zutiefst verhasst waren bei den Nazis, denn ihre klare politische Haltung, die sich in Verachtung von Krieg, Revanchismus und Kapitalismus ausdrückte, brachte sie auf die vordersten Plätze der schwarzen Liste der Braunen.

Natürlich wurde Kästner nach 1945 gefragt, was ihn denn nach Hitlers Machtübernahme in Deutschland gehalten hat. Hat er sich arrangiert? Wie kam es, dass er überlebt hat? Waren es die berühmten Detektive? War es Emil? Hatte er Gönner?

Die Wahrheit ist, dass er es selbst nicht gewusst hat. Er rechnete ständig damit, dass morgens um sechs Uhr die Gestapo an seine Tür klopft. Zweimal wurde er verhaftet, aber wieder freigelassen. Vielleicht haben ein paar Geliebte ihre Hand im Spiel gehabt. Ich halte das für sehr wahrscheinlich. Kästner war ein Vielgeliebter, ein »womanizer« würde man heute sagen. Nach eigenen Aussagen hat er natürlich in Angst gelebt.

Seine Freunde, die das Land verlassen hatten und in Angst um ihn im Ausland lebten, sagten: Er hat das Land nicht verlassen, weil er Angst hatte um seine Karriere, er hatte Angst um seine Mutter. Die Karriere war nie abgebrochen. Als er das erste Kabarett nach dem Kriege, *Die Schaubude*, eröffnete, strömten die Menschen wie ausgehungert in das kleine Theater. Den Großteil der Texte schrieb Kästner, ein paar Freunde aus alten Berliner Zeiten steuerten dieses oder jenes bei, und sein Star, die wunderbare Ursula Herking, riss die Menschen mit.

Es war schwer, sehr schwer, für diese Vorstellungen Karten zu bekommen. Für Geld bekam man nichts. Es spielte damals wirklich keine Rolle. Wer hineinwollte, musste mit Speck, Eiern oder Briketts bezahlen. Als dann, plötzlich und unerwartet, die Währungsreform kam, blieben die Zuschauer weg. Das Haus wurde geschlossen.

In dieser Zeit kästnerte es in München allerorten. Kästner-Abende – Kästner-Chansons – Kästner-Lesungen in Schwabing. Mitleidlos wurden seine Gedichte vertont, bearbeitet, inszeniert, verfeatured und massakriert. Niemand, so dachte man, wird ihn überreden können, selbst noch einmal in das politische Kabarett einzugreifen.

Trude Kolman, aus London gekommen, hat es geschafft. Sie gründete mit ihm zusammen *Die Kleine Freiheit*. Ein Kellerraum mit 160 Plätzen, einer kleinen Bühne, aber mit einem hochkarätigen Ensemble, in dem ich mit Glück den Job als Kartenabreißer, Programmheftverkäufer und Platzanweiser bekam. Der Lohn war auch für damalige Verhältnisse ein Mindestlohn. Aber für einen armen Studenten waren vier Mark ein Zehntel der Miete.

Als ich das erste Mal das Theaterchen betrat, das Haus, in dem der große Erich Kästner die Texte schrieb, hatte ich das Gefühl, einen großen Schritt auf meinem Weg zum Ziel, nämlich eines Tages ein großer Theatermann zu werden, getan zu haben. Natürlich konnte ich nicht diese wichtige Position übernehmen, ohne mir einen dunklen Anzug zu besorgen. Ich zahlte einen schon recht abgetragenen an, stellte aber fest, dass an der linken Schulter ein hässlicher, glänzender Fleck war, der nicht zu beseitigen zu sein schien. Das machte mich zutiefst unsicher.

Eines Tages stapfte ein sehr rundbäuchiger Mann schnaufend die Treppe zu unserem »Foyer« herunter, und ich sagte zu

unserer Kassiererin: »Der hat das Wirtschaftswunder schon vorgefressen.« In dem Moment deutete er auf meine unangenehme Glanzstelle an der Jacke und brüllte mit einer fetten Lache: »Geiger, wat?«, und ich, beleidigt, deutete auf seine Wampe und sagte: »Schwanger, wie?« Da lachte neben mir ein elegant gekleideter, gutaussehender Herr laut, und das war Erich Kästner.

Dann verlangte er ein Programmheft und gab mir eine Mark Trinkgeld. Immerhin 25 Prozent meines Einkommens. Große Leute nehmen kleine Leute wahr.

Ein ganzes Jahr später – ich hatte meine einträgliche Stellung als Programmheftverkäufer inzwischen aufgegeben und ein Studentenkabarett gegründet – traten wir bei einer Gewerkschaftsmatinee auf, die die Wiederbewaffnung zum Thema hatte. Und während meines Solos sah ich Erich Kästner in der ersten Reihe mehrmals locker lachen. Sofort verlor ich den Faden, rutschte aus der Form und war ganz schlecht.

Nach der Vorstellung, ich wollte mich deprimiert aus dem Saal schleichen, stand Kästner lächelnd vor mir, sagte etwas Tröstendes und lud mich zu einem Kaffee ein. Es war der Beginn einer Reihe von kleinen Höhepunkten in meinen Anfängerjahren. Falsch, es war *der* Höhepunkt. Denn von diesem Augenblick an nickte er mir zu, wenn wir uns begegneten. Das taten wir täglich. Pünktlich um 10 Uhr. Er saß an jedem Morgen in einem Café, dem *Café Freilinger* in München-Schwabing, mit seiner Sekretärin und schrieb. Schrieb an einem Theaterstück, schrieb Artikel. Das heißt, er ließ schreiben. Er diktierte. Auf diese Weise konnte ich mir jeden Morgen ein Lächeln von Erich Kästner holen.

Dies war zu einer Zeit, als er sich für die Probleme der neuen Republik Deutschland stark engagierte. Er marschierte bei Demonstrationen in der ersten Reihe, veranstaltete

Mahnwachen gegen Krieg und Rüstung, hielt Reden gegen die Atombewaffnung und seine alten Feinde, die Nazis, und zwar die, die den sogenannten Zusammenbruch glänzend überstanden hatten, die in den Chefetagen von Daimler-Benz und Thyssen und Ruhrstahl saßen, die sich noch aus alten SS-Zeiten kannten und gute Verbindungen zu dem Chef des Bundesnachrichtendienstes Gehlen pflegten, der wiederum die guten Zeiten bei der Gestapo hatte.

Der mit einer winzigen Mehrheit, die aus ihm selbst bestand, gewählte Konrad Adenauer hatte keine Bedenken, mit Schurken zusammenzuarbeiten, um die erste Demokratie in Deutschland aufzubauen. Mit großem Nachdruck und grotesker Feierlichkeit betonte er bei jeder Gelegenheit, dass dieser neue Staat auf christlicher Grundlage gesockelt sei. Was er nicht betonte, was aber jeder wusste, war die Tatsache, dass es sich dabei um einen katholischen Sockel handelte.

Die Wahl der neuen Hauptstadt, kopfschüttelnd nahm man das Ergebnis zur Kenntnis: Bonn? Wie? Bonn! Dieses kleine unschuldige Städtchen sollte das Zentrum dieser Republik sein? Natürlich, denn es war das Zentrum des rheinischen Katholizismus mit guten Bindungen an den bayerischen Klerikalmonarchismus. Der überwiegend evangelische Osten konnte nicht mehr stören, besonders nicht mehr nach dem Bau der Mauer, und eine sogenannte Wiedervereinigung wurde in Bonn nur noch an diesbezüglichen Feiertagen beflissen erwähnt.

Kästner, der Sachse aus Überzeugung, hämmerte mit seinen Texten für *Die Kleine Freiheit* auf die Scheinheiligen in Bonn ein. Er hatte inzwischen einen Mitstreiter, Martin Morlock, den ich heute noch zu den besten deutschen Kabarettautoren zähle. Frühere Kollegen aus Berlin-Zeiten Kästners stießen dazu, und ich erinnere mich an wunderbare Szenen der Wiederbegegnung.

Hermann Kesten hatte einmal in den Kammerspielen an den Tag des 9. November 1938 erinnert und Kästners Gedicht zitiert, das erst nach 1945 veröffentlicht werden konnte.

Als die Synagogen brannten

Der junge SA-Mann:

Wo steckt Jehova nun, der nie verzeiht?

Ist er, Adresse unbekannt, verzogen?

Der alte Jude:

Gibt's einen Gott, gibt's auch Gerechtigkeit,

Wenn's keinen gibt, was braucht's da Synagogen?

Würde Kästner heute von leitenden Damen und Herren sowohl der öffentlich-rechtlichen als auch der privaten Fernsehsender umworben werden?

Ich habe das einmal wissen wollen und fragte einen Frager in einem Interview zurück, was er von dem politischen Satiriker Erich Kästner halte. Mein Interviewer, 31 Jahre alt, offensichtlich ein Mann von Bedeutung in seinem Sender, schaute mich verdutzt an und wollte wissen, ob es den politischen Kästner überhaupt gegeben hätte. Er kenne Kästner nur aus seinen Kinderbüchern. Der junge Mann war leitender Redakteur, Dr. phil. und hielt Nestroy für einen englischen Operettenkomponisten. Gewiss wird dieser wackere Mann gute Arbeit leisten für seinen Sender. Bestimmt kennt er sich in allen Ausformungen der Medien aus, weiß um die magnetische Kraft der wissensentkernten Jugend, wäre ein fabelhafter Redakteur für Sendungen über »Leute von heute« oder Geschlechterquizevents.

Das alles hat es freilich schon gegeben. In der *Weltbühne* des Jahrgangs 1930 fand ich ein Gedicht von Kästner, das im Zeitalter der Heidi Klum hätte geschrieben werden können.

Sogenannte Klassefrauen

Sind sie nicht pfui teuflisch anzuschauen?
Plötzlich färben sich die ›Klassefrauen‹,
Weil es Mode ist, die Nägel rot!
Wenn es Mode wird, sie abzukauen
Oder mit dem Hammer blauzuhauen
Tun sie's auch. Und freuen sich halbtot.

Wenn es gälte, Volapük zu lernen
Und die Nasenlöcher zuzunähn
Und die Schädeldecke zu entfernen
Und das Bein zu heben an Laternen –
Morgen könnten wir's bei ihnen sehn.

Denn sie fliegen wie mit Engelsflügeln
Immer auf den ersten besten Mist.
Selbst das Schienbein würden sie sich bügeln!
Und sie sind auf keine Art zu zügeln,
Wenn sie hören, dass was Mode ist.

Wenn's doch Mode würde, zu verblöden!
Denn in dieser Hinsicht sind sie groß.
Wenn's doch Mode würde, diesen Kröten
Jede Öffnung einzeln zuzulöten!
Denn dann wären wir sie endlich los.

Käme Erich Kästner nur für einen Tag zurück, er würde nicht ausreichen, um ihm zu erzählen, wie weit wir bereits auf diesem Wege gekommen sind.

Gegenwärtig erregen sich Parteien, Journalisten, Professoren und ganze Regimenter von Beobachtern der politischen

Szene über die sensationelle Mitteilung eines »Whistleblowers« (zu Kästners Zeiten hätte man vielleicht Betriebspetzer gesagt), dass die Amerikaner uns Deutsche seit vielen Jahren überwachen, dass sie unsere Daten haben. Als Kästner für *Die Neue Zeitung* arbeitete, als er für das Kabarett *Die Schaubude* schrieb, wer SS-Standartenführer oder Fähnleinführer gewesen ist, wurden sämtliche Gespräche abgehört. Gewundert haben sich die Bürger jetzt nur, dass ihre Regierung nichts davon gewusst hat.

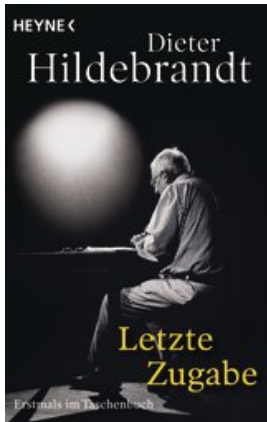
Das ist ein Grund dafür, dass Zeitungen bei uns nie abgeschafft werden können! Warum? Weil unsere Regierenden solche Sachen, nach eigenen Aussagen, immer erst aus der Zeitung erfahren.

Natürlich haben wir sofort wütend protestiert. Unser Innenminister, der, als bekannt wurde, dass Neonazis neun Menschen ermordet hatten, spontan ausrief: »Die RAF ist wieder da.« Dieser Innenminister Friedrich, eine bayerische Leihgabe, ist spontan nach Washington geflogen, um sich bitterlich zu beschweren.

In ganz Europa hat sich Empörung verbreitet. Anhand dieser Whistleblower-Causa ist jetzt bewiesen worden, dass der Mensch doch nicht vom Affen abstammt, sondern von der Duckmaus. Ebenso ist klar, dass die Apokalypse nicht, wie immer wieder behauptet wird, die Ratten überleben, sondern die Wanzen.

Sie werden mir zustimmen, meine Damen und Herren, wenn ich in diesen Krisenjahren behaupte: Ein Kästner täte uns gut.

Dresden, 1. September 2013



Dieter Hildebrandt

Letzte Zugabe

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-60412-4

Heyne

Erscheinungstermin: April 2017

Dieter Hildebrandts nachgelassene Texte jetzt erstmals im Taschenbuch: Sie zeigen Dieter Hildebrandt als Meister der satirisch-kämpferischen Auseinandersetzung mit den Zeitläuften, als witzigen Kommentator grotesker Vorgänge in unserem Land und als unerbittlichen Aufklärer, der kritisch war, aber auch lustig, ja von ungebremster Freude am Heiteren.

Mit einem Nachwort von Roger Willemsen und den pointierten Zeichnungen von Dieter Hanitzsch.



[Der Titel im Katalog](#)